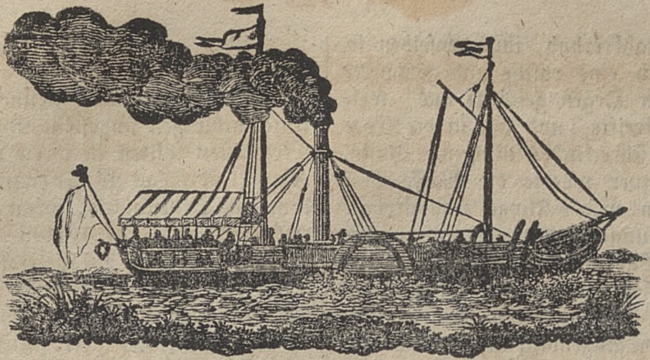
№ 92.

Dienstag, am 3. August 1841.

Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern,



welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro **Quartal aller Orten franco** liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Das Dampfboot.

Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

Ein Duell unter Ludwig dem Dreizehnten.

(Schluß.)

Während dieser Zeit konnten Bussy und sein Gegner ihre Ungeduld nicht bezähmen. Was ihnen die meiste Sorge machte, war der Gedanke, daß sie sehr in Gefahr stünden, arretirt zu werden, wenn Jemand den Beweggrund ihrer ländlichen Streiferei ahnte. Bei völliger Dunkelheit hielten die zehn Kämpen Rath, und ergaben sich darein, nach der Stadt zurückzukehren, wo sie in größerer Sicherheit wären. Um weniger Argwohn zu erregen, beschlossen sie, sich zu trennen, und nach Paris in verschiedener Zeit zu gelangen. Bussy und von Buse blieben die letzten; sobald sie allein waren, sagte von Buse zu Bussy: „Das sind viele Querstriche! niemals hat es mir größere Mühe gemacht, ein Geschäft dieser Art abzuschließen. Und wer sichert uns, daß wir morgen glücklicher sein werden? Sollte es nicht ein Mittel geben, dies Alles zu vereinfachen und unsere Erklärung unfehlbar zu machen?“ „Schlagen Sie vor,“ sagte Bussy, „ich nehme im voraus an.“ „Nun!“ nahm von Buse das Wort, „wenn Sie meinem Rath folgen wollen, so lassen wir es mit allen unsern Freunden sein, und morgen, bei Tagesanbruch, treffen wir uns an den Barrieren des Louvre, jeder nur von einem Lakai gefolgt. Wir vermeiden dadurch eine andere Beschwerlichkeit, nämlich die, auseinander gebracht zu werden, wenn wir, wie es möglich ist, unsern Kampf nicht zuerst beendigt hätten, und ich setze voraus, daß Sie damit nicht zufriedener sein würden, als ich.“ „Ich gestehe es zu,“ erwiederte Bussy. „Auf morgen also, an den Barrieren des Louvre.“ „Auf morgen.“

Die Sonne war nicht früher auf und pünktlicher zum Rendezvous, als unsere beiden Raufer. Nachdem sie sich, das Lächeln auf den Lippen, gegrüßt hatten, setzten sie über die Seine und den pré aux clercs, ihn als einen zu gemeinen und zu stark besuchten Ort verschmähend für Leute, welche wollten, daß nichts ihr tête à tête stören sollte, begaben sie sich auf den Weg nach Vanvres. Sie zogen daselbst die Degen und schickten sich an, die verlorene Zeit wieder einzubringen. Da die Sonne dem von Buse in's Gesicht schien, als er sich in der Richtung des Weges hielt, welcher sehr schmal war, so machte er eine halbe Wendung und stellte sich mit dem Rücken gegen den Graben, der dem berüchtigten Kampfplatz als Grenze diente. Bussy machte es eben so, ohne zu bemerken, daß er eine kleine sich lang hinziehende Anhöhe mit Bäumen hinter sich hatte, welche die andere Seite des Weges einfaßte. Der Kampf zog sich nicht in die Länge, einmal sich selbst überlassen, zeigten Bussy und von Buse, daß sie nicht Lust hatten, eine so schöne Gelegenheit zu versäumen. Beim zweiten Mal versetzte Bussy seinem Gegner den Hieb mitten in die Brust; da er vorgeschritten war, wollte er abbrechen, aber an die Baumanhöhe nicht denkend, fiel er rückwärts hin; von Buse, so verwundet wie er war, warf sich auf Bussy, indem er ihm zuschrie, um's Le-

ben zu bitten, und den Stahl erhob, ihm denselben in den Leib zu stoßen. Durch eine rasche und gewandte Bewegung wich Bussy dem Degen geschickt aus, welcher ihm nur die Seite streifte, und sich in die Erde grub. Nun entstand ein schreckliches Ringen; Bussy, welcher fürchtete, der Gegner möchte die Waffe verdoppeln, faßte seinen Degen an der Klinge, und strengte sich an, ihn festzuhalten, ungeachtet die Schneide ihm die Finger durchschnitt. Endlich gelang es von Buse, ihm den Degen zu entreißen, und indem er ihm denselben auf die Brust setzte, zwang er ihn, den seinigen ihm wiederzugeben. In dem Augenblick aber, als Bussy aufstand, fiel von Buse hin, und ein Blutstrom stürzte aus seinem Munde. Bussy zweifelte nicht an seinem Tode, und indem er beide Degen nahm, entfernte er sich in aller Eile, dem Lakai des Gegners die Sorge anvertrauend, diesem die letzte Pflicht zu erweisen.

Es war ein Irrthum: von Buse lebte noch. Bussy begab sich nach dem Pallast Condé, wo die Gattin des damals abwesenden Prinzen, Isabelle von Montmorency, und Isabelle von Bourbon, ihre Tochter, ihn auf's Beste aufnahmen, sich in Verheißungen erschöpften, und ihren Schutz ihm versprachen. In Betreff des von Buse, so ließ ihn sein Lakai zum Grafen von Harcourt tragen, welcher Bussy Glück wünschen ließ, und ihn bat, geneigtest zu entschuldigen, daß er in sein Hotel Jemand aufnähme, der sich gegen ihn geschlagen hätte, indem er hinzufügte, daß er ihn für großmüthig genug halte, um ein Asyl demselben selbst zu geben, wenn es nöthig wäre. Bussy wollte aus Courtoisie nicht im Rückstande bleiben, und schickte den Degen zurück, welchen er als Denkmal seines Sieges bewahrte, eines Sieges, ach leider! nur zu reell und unheilbringend, denn der arme von Buse litt sechs Monate und starb.

So war der Ausgang dieser Sache, wo ein junger Obrist die Ehre seiner Familie und die seines Ranges zu behaupten hatte. Diese Erzählung, an der die Erfindung gar keinen Antheil hat, ist nur ein losgebundenes Blatt der großen Geschichte der Duelle, welche so lange Zeit das civilisirte Reich der Welt mit Blut färbten. So waren noch die Sitten des französischen Adels wenige Jahre vor der glänzendsten, gesittetsten und wissenschaftlichsten Regierung, unter der unumschränkten Herrschaft eines Kirchen-Fürsten, welcher die Rohheit der Sitten nur durch die Grausamkeit der Gesetze zu bekämpfen verstand. Die Zeiten haben sich sehr geändert! Wenn man vor Alters, wegen des geringfügigsten Gegenstandes, ohne selbst zu wissen, worauf es ankam, eine Menge Freunde, Unbekannte, herbeieilen sah, sich eifrig um die Ehre zu bewerben, sich zu schlagen; so hat man heutigen Tages oft Mühe, bei der ernsten Veranlassung zwei Zeugen zu finden.

Das Witzeln.

Philosophen und Aesthetiker haben über den Witz Untersuchungen angestellt und Abhandlungen geschrieben: Moralisten sollten in ihren Lehr- und Handbüchern das Kapitel über das Witzeln nicht vergessen. Diese Unart kann in Deutschland, wenn es so fort geht, unter der erwachsenern Jugend eben so allgemein werden, wie unter den Pariser Pflastertretern und Zierbengeln, deren Witzeleien die französischen Journale seit langer Zeit als ton- und sittenverderbend anklagen, ohne sich selbst immer davon frei zu erhalten.

Die menschlichen Dinge sind reich an schneidenden Widersprüchen und lächerlichen Kontrasten. Niemandem ist es zu verargen, wenn er wenig davon hält: die Vernunft selbst ist ja, einigen Philosophen zu Folge, das Vermögen, durch welches wir die Welt als unvernünftig erkennen. Die wahrhafte und würdige Aeußerung dieses Vermögens ist die Satyre, welche die Thorheiten verlacht, und die innere Verkehrtheit der Welt und ihrer Bewohner durch Beispiele anschaulich macht. Unser Jahrhundert ist indeß nicht das Zeitalter, worin die Satyre gedeihen, das heißt, gedruckt werden dürfte: aber einzelne Fragmente der großen Weltsatyre, witzige Einfälle genannt, behaupten trotz aller Vorkehrungsmittel gegen das Ganze ihren Cours. Auf diesem Felde hat der Witz Raum, sich umher zu tummeln; die Moral, welche diesen Act der menschlichen Freiheit als etwas Unmoralisches darstellen wollte, würde sich selbst zum Gegenstande der Satyre herabwürdigen.

Aber die Thorheit irdischer und zufälliger Verhältnisse ist nicht das Gebiet, worauf sich der ausgeartete Witz, den wir Witzelei nennen, beschränkt; er dehnt seine Kraftäußerung auch auf das Heilige und Nothwendige aus. Während die Vernunft und die wahre Satyre die Sinnenwelt und ihre Verhältnisse meist für Narrentheidung erklärt, erkennt sie doch die ursprüngliche Aeußerung ihres eignen Wesens, den Quell, aus dem ihr inneres Leben fließt, das Gefühl der Achtung und Liebe für das Gute und Schöne als wesentlich, unberührbar und nothwendig an. Aber um diesen Unterschied kümmert sich die Witzelei nicht. Grade das Letztere macht den Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit aus, weil sie witzig und satyrisch sein will, ohne selbst über der Welt und ihren Thorheiten zu stehen. Denn wenn der Satyriker nicht selbst einen Stoff der Satyre hergeben will, so muß er eigentlich auch selbst ein vollkommenes Wesen und in keiner einzigen Weltthorheit befangen sein. Der satyrische Schriftsteller kann dies seinem Publikum im Momente des Lesens leicht überreden, weil seine Persönlichkeit in keinen oder geringen Betracht kommt: wer aber im Leben eine satyrische Weltansicht durch fortgesetzte witzige Einfälle geltend machen will, wird gar bald in den Fall kommen, zum Frommen eigner Thorheiten den schäumenden Rossen die Zügel anzulegen.

Wie nun, wenn Knaben und Jünglinge, die das Leben erst vom Hörensagen kennen, die noch gar nicht wissen, was in ihm thöricht und widersprechend ist, die selbst in den lächerlichsten Verkehrtheiten desselben noch befangen sind, wenn diese aus Nachäfferei und Gewohnheit in einen Ton der Satyre fallen, welcher streng genommen nur dem vollendeten Weisen und in völliger Allgemeinheit nur einem Gotte anstehen kann? Anstatt das wahrhaft Lächerliche lächerlich zu finden, wird die Gewohnheit zu spötteln und zu kritisiren sich gar bald an die heiligsten Besitzthümer der Menschenvernunft machen, und ein Bonmot dem verschrobenen Gemüthe theurer werden, als alle Gefühle der Freundschaft, Liebe und Tugend, als alles Schöne und Herrliche, was die durch Vernunft und Liebe beherrschten menschlichen Verhältnisse darbieten können.

Zwischen den Lächerlichkeiten der Welt und den Ansprüchen der göttlichen Vernunft steht die versöhnende Liebe. Wohl erkennt das Gemüth, daß nichts hienieden frei ist von Widersprüchen und Verkehrtheiten, daß keine menschliche Bestrebung, keine menschliche Weisheit und Tugend der Vollkommenheit sich rühmen kann; aber diesem Fluche der Sterblichkeit verzeihet die Liebe und übersieht alle Mängel und Unvollkommenheiten des menschlichen Thuns über demjenigen, was mit redlichem Willen wirklich geleistet und zu Stande gebracht wird. Von dieser versöhnenden Liebe, durch welche die sündige Welt vor dem Richterstuhl der göttlichen Vernunft gerechtfertigt wird, und durch welche allein alle menschlichen Verhältnisse bestehen, weiß die freventliche Sucht des Witzelns nichts. An einem Cato erblickt sie nur den struppigen Bart, an einem Newton die Löcher im Strumpfe, am Welterlöser würde sie wahrscheinlich die Art, den Mantel zu tragen, mit einem Einfall beehren. Der Jungfrau von Orleans steckt sie ein Paar Hosen auf die Fahne, hinter Luthers gewaltigem Beginnen sieht sie eine Schürze hervorgucken. Wird ihr ein Ideal der Weiblichkeit, eine Valesische Elisabeth, eine Thekla rc. vorgeführt, so spricht sie von Mieder und Unterrock, den gottbegeisterten Kanzelredner möchte sie am liebsten in der Nachtmütze oder unter dem Rasirmesser erblicken. Nähert sie sich einem Verhältnisse des Herzens, sieht sie einen Mann mit einem Weibe durch aufrichtige Freundschaft oder Liebe verbunden, sogleich besudelt sie das Edle und Schöne durch eine zweideutige Bemerkung; hört sie von einer Heirath oder von einer glücklichen Ehe, so heißt es: Geldsäcke finden immer ihren Mann, oder: das Gähnen ist freilich sympathetisch rc. Es ist hier nicht von momentanen scherzhaften Launen die Rede, worin wir oft unwillkürlich die umgekehrte Seite des Universums mit hellerm Auge als die rechte erblicken: nur ein unverständiger Rigorismus könnte den Scherz verdächtig machen und in unsern unerfreulichen Zeiten den Menschen auch noch den Spaß verderben wollen, sich selbst und ihres Gleichen zuweilen komisch zu finden. Wir sprechen vielmehr davon, wenn diese Ansicht dauernd und nicht natürlich, sondern aufgekünstelt erscheint, wenn es in diesem Tone durch das ganze lange Leben fortgeht, ohne daß es den leichtsinnigen Spöttern jemals einfiele, zu bedenken, daß sie mit Herabwürdigung aller menschlichen Verhältnisse auch diejenigen, in denen Vernunft und Liebe erscheinen, folglich den ganzen Werth des menschlichen Daseins zerstören. Für sie giebt es nichts Ehrwürdiges — denn an welchem ehrwürdigen Gegenstande ließe sich nicht ein lächerliches Anhängsel entdecken? Für sie giebt es nichts Liebenswürdiges — denn welche menschliche Liebenswürdigkeit würde nicht durch irgend eine Unvollkommenheit entstellt? Für sie giebt es keine Freundschaft, keinen geselligen Umgang, als das traurige Vergnügen, gewisse Bonmots und sprichwörtliche Redensarten sich gegenseitig vorzusagen — denn wie könnte Freundschaft statt finden unter denen, die nichts Menschliches anerkennen, das ihre spitzige Zunge nicht betasten dürfe? Für sie giebt es endlich auch keine Kunst, weil diese nur von einem Gemüthe aufgenommen werden kann, welches im Stande ist, über die allen Kunstleistungen anklebende Verwandschaft mit dem Erdenstaube in der Idee wegzusehen. Wer bei der Statue des Jupiters nur deren Risse und Sprünge, bei einem Gemälde nur einen unwesentlichen Mißgriff des Malers, bei einer dramatischen Darstellung nur die Persönlichkeit des Schauspielers oder der Schauspielerin, vielleicht ihre außertheatralischen Lebensverhältnisse bewitzeln kann, ist für allen Kunstgenuß verloren: es bleibt ihm nichts übrig, als im Winter Whist oder Boston zu spielen, und im Sommer in Kafegärten zu fahren oder zu reiten. Für das Leben, das sich auf Spiel- und Kafetische beschränkt, ist das Witzeln allerdings der passendste, unterhaltendste und würdigste Zeitvertreib.

Nach dem Neugriechischen.

Wer sah der Augen Krieg wohl 'mal,
Kein seltnerer wird gefunden,
Die sonder Schwerter, sonder Stahl,
Sich dennoch tief verwunden?

Ein welker Lenz und Jugendroth,
Und Alles kehrt zum Grabe ein,
Warum denn stirbst Du nicht, o Tod,
Willst Du allein unsterblich sein?

J. M. Firmenich.

Epigramm.

Es trägt Mnemosynus sein holdes Weib auf Händen.
Weshalb? Um nicht viel Geld auf Schuhe zu verwenden.

Pn.

Auflösung des Anagramms im vorigen Stücke:
Amsel — Selma — Salem.

Reise um die Welt.

*** Georg Herwegh hat folgendes Rheinweinlied gedichtet:

Wo solch ein Feuer noch gedeiht,
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an, stoßt an, der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.
Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.
Das Recht und Link, das Link und Recht,
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.
Der ist sein Rebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.
O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn Ihr Franken kommen wollt,
So laßt Euch vorher schreiben.
Hurrah! Hurrah! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Derselbe stellt auch die Fragen auf:

Wie lang mit Lorbeern überschütten
Wollt Ihr die corsische Standarte?
Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Bonaparte?

*** Neben einer Gewehr-Boutique in Paris, welche die Aufschrift führt: „Gewehre für Frauen," eröffnete ein Viktualien-Händler eine Zungen-Handlung (geräucherte Zungen u. s. w.) mit der Aufschrift: „Dito Waffen für Frauen!"

*** Ueber dem großen Portal der Kirche des heil. Antonius zu Padua prangte die Inschrift: Gebete, welche Gott nicht erhört, erhört der heilige Antonius.

*** Eine Dame sagte vor Kurzem in einer Gesellschaft: „Ich habe bemerkt, daß sich in diesem Jahre mehr Männer als Frauenzimmer verheirathet haben."

*** Wir würden weit glücklicher sein und weniger Langeweile erdulden, wenn es uns mehr Vergnügen machte, keinen Kummer zu haben, als es uns Kummer macht, kein Vergnügen zu haben.

*** Ein dritter Roman von Julian Chownitz in Leipzig harrt der Presse. Es ist von Folge, wenn demjenigen Publikum, das sonst nur auf bezuglose Unterhaltungskost erpicht scheint, Dichtungen in die Hände fallen, die in etwas um die Parole der Zeit wissen, aus denen ein Paragraph gesellschaftlichen Princips hervorsieht.

*** Ein Berliner Stutzer sah sich auf der Straße in einem fort nach einer jungen Dame um, und fiel bei einer seiner retrograden Bewegungen dermaßen zu Boden, daß er zwar keinen Schaden nahm, daß aber sein zu enger Rock unter einer Achsel weit aufriß. In eine Droschke steigend, murmelte der junge Mann mehrmals: Es ist lächerlich, so zu fallen! „Ja, ja, lieber Herr," pflichtete ihm der Droschkenkutscher bei, indem er auf das beschädigte Kleid wies, „ich finde es auch sehr löcherlich."

*** Wie lange werden Sie mich noch warten lassen?! erzürnte sich ein Manichäer, wie lange noch, Sie Lügner, Sie Wortbrüchiger . . . . Kalt beschied ihn der beleidigte Schuldner: „Wie lange? meinen Sie. Warten Sie 'mal: bis — nun bis Sie die Geduld verlieren, wieder zu kommen.

*** Dr. Eduard Hitzig, der überaus strebsame, hell urtheilende Redacteur der Preßzeitung, ist eine der Achtung gebietendsten Individualitäten deutschen Lebens. Verständnißreich läßt Hitzig denjenigen Strebungen der Jetztzeit ihr historisch Recht widerfahren, welche in wohlverstandner Ueberzeugung ihren Impuls fanden, die edel sind und edel waren. Der Styl, das ist der Mann. Hitzig ist von einem so ächten Durchgeprägtsein, daß auf den ersten Blick erhellt, hier sei rechtes, deutsch nationales Element der Errungenschaft des Geistes mit praktischem Scharfblick zu wahrer Durchbildung vermittelt worden. (Gottstein.)

*** Auf dem Kirchhofe zu Oels liest man folgende Grabschrift:

Aus Erd' erzielt, verwandelt mich
Der Schöpfer wiederum in Erde;
Wird diese wieder Mensch, wünsch' ich:
Daß besser dann, als ich, er werde.

*** B. versicherte seinem Sohne: Wenn Du Deine Schularbeiten nicht fertig hast, bekömmst Du nichts zu essen, so wahr ich Dein Vater bin. Tröstend sagte darauf seine als galant bekannte Frau zu dem weinenden Knaben: Fürchte nichts, Du bekommst zu essen!

*** Montaigne nennt das Gedächtniß: das Futter der Wissenschaft.

*** O glücklich, wer noch Vettern hat,
Dem glänzet noch ein Morgenroth:
Er wird, wenn nicht Geheimerath,
Doch Etwas noch vor seinem Tod.
Wohl that's dem armen Adam weh,
Daß Gott ihm nicht sein Eden ließ;
Er hätte keine Vettern je,
Sonst säß' er noch im Paradies.

Hierzu Schaluppen.

Schaluppe zum Dampfboot.

№ 92.

Am 3. August 1841.

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.

Dominiks-Prolog.

Der fünfte August nähert sich, und seine Mittagsstunde verkündet, durch Glockengeläute vom Pfarrthurme herab, die erfolgte Ankunft des lieben, alten Onkels Dominik, zu dessen Empfang schon durch die emsigen Bemühungen der Pächter der langen Buden die alten wohlbekannten Aufnahme-Zimmer in denselben und der Nachbarschaft, nach alter, hergebrachter Art und Weise, in Bereitschaft gesetzt und dekorirt worden sind.

Ein doppeltes Affenpaar, unter Leitung mehrer arbeitsscheuer, fremder, wohlgenährter Direktoren und mit ihnen mehre Musikbanden aus fernen Landen eröffneten die Vorfeier für des Onkels Ankunft, erstere, die hier, selbst von zarten, schönen Händen, theilnehmend mit Bonbons und Zuckerwerk gepflegt werden, dürften bald ganz einheimisch hier sein, und die Letztern geben sich gewiß Mühe genug, gleich jenen, auf öffentlicher Straße, durch ihre sanften und rauschenden Töne uns in beständiger Begeisterung zu erhalten.

Am 6. wird auf dem Strießer Felde das hier noch nie gesehene Schauspiel eines Pferde-Wettrennens stattfinden; die Aufstellung eines Wallfischgerippes von 95 Fuß, eines Wachsfiguren-Kabinets, Beschauung eines Riesen und eines neben ihm weilenden Zwergs wird das fremde und einheimische Publikum anziehen; der berühmte Improvisator Volkert aber, wie auch der Sänger Stranski, werden den in der Bildung höher stehenden Gästen, die in diesen festlichen Tagen hier verweilen werden, und den Einheimischen genußreiche Abende schaffen.

Sehnsuchtsvoll und mit inniger Herzlichkeit wird aber Onkelchen von vielen Hausmüttern erwartet, um so manches während seiner Abwesenheit ausgegangene Wirthschaftsstück wieder zu ergänzen, und sie haben darum seiner Ankunft gewartet, weil sie dasselbe für besser und wohlfeiler halten, als das hier zur Stelle gearbeitete. Ebenso begrüßen viele Dämchen, alt und jung, von hier, wie von nah und fern nach hier gekommen, den alten Herrn darum so freundlich, weil sie auf die neuesten und geschmackvollsten Modeartikel aus der Fremde her harren; während aber auch so manches Familienväterchen, mit krampfhaften Zukkungen in der Hand, in das Säckelchen langen und die alten Thälerchen in ihrer Ruhe stören muß, um ihre irdische Bestimmung zu erreichen und zugleich der lieben Gattin und den Herzenstöchterchen ihre frohe Bewegung in diesen festlichen Tagen nicht zu verkümmern.

Aber an die Ankunft des ersehnten Onkels knüpft sich auch eine wehmüthige Bemerkung, denn mit ihr tritt die Straßen-Erleuchtung wieder neu in's Leben und erinnert uns daran, daß die schönern Tage des Sommers entflohen, daß der Abend sich naht, und der Tag sich geneigt hat.

Sodann — wer kann wohl in Abrede stellen, daß Onkelchen im Laufe der neuern Zeit viel von seiner frühern Gemüthlichkeit und ein mit dieser so zart gepaartes hohes Fest eingebüßt und seinen vom Alter gebeugten Nacken der Macht der Verhältnisse hat unterordnen müssen, die unser moderner Zeitgeist geschaffen. Er muß zum Spiele eines wilden, ungeregelten Treibens eine gute Miene machen, das sich in das allgemeine Gewerbsleben eingenistet hat. Denn mit der höchsten Aufregung mußte die gesellschaftliche Verbindung der hiesigen Zunft- und zunftfreien Tischler zusehen, wie die von einigen auswärtigen Speculanten auf den kleinen Städten und Dörfern gefertigte und eingekaufte, auf Kähnen und Wagen nach hier gebrachte Masse von Möbeln und Tischlerarbeiten aller Art, deren Werth auf 30,000 Thaler veranschlagt wird, im Saale des Ehrenström'schen verödeten Bethauses und einem andern Saal auf dem dritten Damm aufgestellt wurde, und nun fünf Tage hindurch daselbst zur öffentlichen Schau und zum Verkauf gestellt ist, worauf denn der übrig bleibende Rest durch öffentlichen Ruf verschleudert werden wird.

Die fünftägige Ausstellung der Fabrikate und deren Verkauf verträgt keinen Widerspruch, da dies auf alte hergebrachte Grundsätze fundirt ist, indeß der letztere Akt mit dem öffentlich zu veranstaltenden Ausrufe der zurückgebliebenen Gegenstände ist von sehr ernster Natur, greift sehr mächtig und störend in die Fugen der Gewerbsverhältnisse ein und muß den redlichen Familienvater sehr entmuthigen. Denn in dem gewohnten Wahn lebend, daß alles fremde und ausländische Fabrikat dieser und ähnlicher Art besser und in der Regel auch weit wohlfeiler sei, als das hier zur Stelle Geschaffene, beeilt sich nun die Menge, auf diesem Wege ihren Einkauf zu machen, während die hiesigen Magazine gefüllt bleiben, der einzelne Arbeiter für dieselben außer Activität gesetzt wird und sich bloß mit der nicht lange ausbleibenden Reparatur der nach hier kommenden Sachen begnügen muß; ein Umstand, der ihn in seiner Gewerbsthätigkeit nicht anders als nur entmuthigen kann.

Im Allgemeinen kann diese Operation durch öffentlichen Ruf fremder Fabrikate gewiß nicht beifällig aufgenommen werden, da sie dem hiesigen Gewerbsmanne merkbar

schadet, denn der fremde Speculant hat in seiner Bekanntmachung selbst ausgesprochen, daß alle Gegenstände, die hier zur Stelle befindlich, durchaus verkauft werden müßten; mithin muß derselbe diese zu jedem Preise verkaufen und verschleudern, dann streicht er sein Kapital lächelnd ein, kehrt der Stadt den Rücken zu, zu deren Besten er nicht einen Groschen geopfert hat, vielmehr diese Mühe Denen überläßt, die hier wohnen und durch sein Manöver empfindsam leiden.

Daß nach diesem Allen die Sache selbst in einem höchst nachtheiligen Lichte erscheinen muß, liegt wohl klar am Tage und dokumentirt sich dadurch wohl auf eine auffallende Weise, daß selbst das so hochgestellte, freisinnige Frankreich von diesen dort ebenmäßig stattfindenden ähnlichen Manövern von einheimischen und fremden Speculanten in Paris u. a. O. Notiz nahm und in der Pairskammer in der Sitzung vom 14. Juni c. (confer. Pr. Staatszeitung No. 170 seq.) einen von der Deputirtenkammer diesfällig adoptirten Gesetz-Entwurf zur Diskussion nahm und sich für Abstellung solcher Handelsweise beifällig aussprach.

Sollte dieser Gegenstand nicht auch höhern Orts Anklang finden und eine Modification herbeiführen?! —

Sonderbarkeiten berühmter Männer.

Viel Licht, viel Schatten; große Vorzüge, große Schwächen! Die Natur ist ewig gerecht; was sie auf der einen Seite zu viel thut, pflegt sie nicht selten auf der andern Seite durch Versagung wieder auszugleichen. Es ist bekannt, wie komisch, ja selbst wie lächerlich oft die äußere Erscheinung gepriesener Gelehrten, Denker und Dichter ist; das Glück hat oft eine Anwandelung von Humor, besonders bei seinen Schoßkindern. Doch nicht bloß das Glück, oder wie wir jene höhere Ordnerhand, welche die Gaben der Menschen vertheilt nennen wollen, bewirkt solche komischen Effekte; das Leben trägt dazu das Seinige reichlich bei, und aus Anlagen und Verhältnissen schafft der Mensch sich dann seine geistige und leibliche Physiognomie, seine Persönlichkeit. Hervorragende, gewaltige Naturells treiben es dann mit ihrer Selbsterziehung gar zu leicht, wie die Fürsten und Reichen; sie glauben sich schon etwas erlauben zu dürfen, selbst auf die Gefahr des Wunderlichen hin: sie bleiben doch noch immer etwas, während der Mittelkopf sein Heil nur in einer allseitigen Entfaltung seiner geringeren Mittel findet. Große Geister haben meistens in der einen oder anderen Beziehung — ein Glück, wenn es nur eine untergeordnete, unwichtige ist — etwas Bornirtes, will sagen Beschränktes, Begränztes, sei es in ihrem Auftreten im Leben, sei es in ihren Ansichten auch von gewissen höheren Dingen; oder sie haben wenigstens ihre Sonderbarkeiten. Dies gilt vom alten Philosophen Pythagoras an bis auf Krause und Schelling und Hegel, welcher Letztere z. B. gewöhnlich an einem verdorbenen Magen litt, weil er zu schwer verdauliche Speisen besonders liebte und deßhalb an der Cholera starb. Dies gilt vom Kirchenvater Origines bis auf den berühmten, energischen, scharfsinnigen Theologen Schleiermacher, der mehre Male nahe daran war, aus Liebes- und Lebensschmerz Kopf und Leben in die Schanze zu schlagen. Es gilt vom alten Dichter Sophokles, bis auf Horaz und bis auf unsern genialen Schiller; es gilt von Göthe, der für die neueren Völkerbestrebungen grade so kurzsichtig und bornirt war, wie tiefblickend und klar in Beziehung auf poetische Form, philosophische Schärfe und Lebensbildung. Es gilt von Jean Paul — wer hat nicht schon von seinen Wunderlichkeiten gehört? Es gilt vom alten Bach und Mozart und namentlich von Beethoven; von den meisten Bühnencelebritäten; es gilt auch von den überragendsten Heldenspielern auf der Bühne der Völkergeschichte. Alexander, welcher der Große heißt, war mitunter ein Narr; der wahrhaft große Friedrich II. von Preußen hatte seine Schwächen; bei Joseph, dem unsterblichen Reformgenie, gehen Genialität und Bornirtheit — versteht sich, Bornirtheit in derjenigen Bedeutung des Wortes, die keinen moralischen Flecken in sich schließt — gehen Schärfe und Kurzsichtigkeit oft in einander wie die Farben des Regenbogens; und Napoleon hatte das Unglück, daß seine Schwächen ihn minder seltsam erscheinen ließen, als sie ihn gefährlich machten und ihm selber gefährlich, ja zuletzt sogar verderblich wurden. Wollte ich aber gar das Thema der Sonderbarkeiten und Schwachheiten mit Beispielen aus der Geschichte deutscher Gelehrten beilegen, so könnte ich einen Folianten schreiben.

Je ungewöhnlicher die Geistesgaben eines Menschen sind, desto schärfer pflegen auch seine Sonderbarkeiten hervor zu treten: der Granit hat schärfere Ecken als der Sandstein, und der Diamant wird nur mit seinen eigenen Splittern geschliffen. Wenn wir von jemand hören: „Er ist Genie!" so erwarten wir von vornherein schon gewöhnlich in ihm nicht bloß einen Ausnahmemenschen den Gaben nach, sondern wir machen uns zugleich bei ihm auf etwas vom Sparren gefaßt. Und der Ausdruck: „Er ist ein Original!" was bedeutet er eigentlich anders, als: „Er ist ein Mensch, der seine Anlagen seinem Naturell getreu mit entschiedener Selbstständigkeit ausgebildet hat!" Jetzt ist es aber dahin gekommen, daß wir unter einem Originale jemanden verstehen, der sich weder in seinem Rocke, noch in seiner Behausung, noch in seinen Verhältnissen so beträgt, wie es einem sogenannten vernünftigen Menschen zukommt.

Das Geschlecht der Originale, wird oft behauptet, stürbe immer mehr aus; das Nivellirungssystem jetziger Civilisation mache Alles gleich, gebe Allen nicht bloß die nämliche Haarfrisur, sondern uniformirte auch die Geister. Ich bin nicht ganz dieser Ansicht. Die Civilisation läßt die Menschen jetzt freilich in dem Schneckenhäuschen ihrer Angewohnheiten und Liebhabereien nicht mehr so festwachsen, wie in der guten alten Zeit; Staub und Spinnweben, nicht allein in den Zimmern, sondern auch in den Köpfen werden jetzt so wenig, wie Puder und Perücken geduldet; die Spießbürgerlichkeit unserer Altvordern ist nicht mehr an der Zeit, und Rokoko und Restauration bringen das siebenzehnte Jahrhundert nicht wieder zurück. Unsere Schulbildung ist zwar leider noch häufig der Art, daß sie die

jungen Geister gern zu Bäumen nach altfranzösischem Gartengeschmacke zustutzte, und das Staatsexamen legt noch immer das Richtmaaß an die Köpfe, welches untersucht, ob die Ideen derselben auch nicht zu weit für das erwünschte Amt sind. Aber wenn es fest steht, daß die moderne Zeit die Epoche der werdenden Anerkennung der persönlichen Freiheit und Selbstständigkeit jedes Staatsbürgers ist, so schließt das grade auch ein, daß wir bald wieder darüber hinaus sind, Alle über einen Kamm geschoren zu werden, wie die Schafe. Die Schule so wenig, wie der Staat soll ferner ein Viehstall sein; wer die Stimmen der tüchtigeren Erziehungs- und Volksmänner aufmerksam liest, dem kann es nicht entgangen sein, daß kaum in einer andern Zeit so entschieden auf Geltenlassen der Individualität und Ausbildung des Charakters hingearbeitet wurde, als in der Gegenwart. Die Folgezeit wird also auch wieder ihre Originale haben, sobald die Modetyrannei in den Kleidern des Leibes und des Geistes, die steife Etikette in die gebührenden Schranken zurückgedrängt sein wird.

(Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Lasker.)

Von der nächsten Nummer ab wird das Dampfboot an Niemand anders als **gegen wirkliche Vorzeigung der Karte** verabfolgt werden.

Gerhard.

Tuch-Verkauf en gros und en detail
von
H. J. Heilborn
aus **Berlin**, Königs- und Heilige Geiststraßen-Ecke,

erlaubt sich einem geehrten Publikum, so wie seinen hiesigen und auswärtigen Geschäftsfreunden, den Herren Kleidermachern und Kürschnermeistern, die ergebene Anzeige zu machen, daß er den bevorstehenden **Dominiksmarkt** mit einem **reich assortirten Lager**

von 8/4 und 6/4 ächt niederländischen Tuchen, Kaisertuchen, Imperials, Bukskings, wasserdichten Tuchen, etwas ganz Neues und besonders zweckmäßig zu Herbst- und Winterbekleidungen, Marocco, Libiriennes, Varsoviennes, Hercules-Tuchen, diversen Mantelfutterzeugen, bestehend in groß und klein carirten Ladys, genopten Coitings 2c. 2c., bezieht.

Aller Preisbemerkungen sich enthaltend, versichert derselbe hingegen, durch die Mannigfaltigkeit und wirklich bedeutendes und schönes Assortissement des Lagers, in Hinsicht der Auswahl, zufolge sehr großer Einkäufe, in den Preisen bedeutend gegen andere Handlungen bevorzugt, durch streng reelle, möglichst billigste Preisbedienung einen jeden geehrten Käufer vollkommen zufrieden zu stellen.

NB. Den Herren Wiederverkäufern und Kleidermachern wird ein angemessener Rabatt bewilligt.

Geschäfts-Lokal hier ist

Langenmarkt No. 424.

in dem Hause des Conditor Herrn Richter, 1 Treppe hoch.

Niederlage des ächtesten Eau de Cologne
von **Jean Marie Farina**, bei **Fr. Sam. Gerhard**,
Langgasse No. 400. in Danzig.

Preis: für das Dutzend Flaschen 4 Rthlr.
" für eine einzelne Flasche $12\frac{1}{2}$ Sgr.

Die Leinwandhandlung von **Benj. Hempel** aus Marienburg

empfiehlt zum bevorstehenden Dominik ihr seit vielen Jahren bekanntes großes Lager, bestehend in allen Gattungen von Leinen-Waaren; besonders empfiehlt dieselbe ein vorzügliches Lager von der so sehr beliebten, wie schönen 6/4 und 7/4 breiten weißen **Montauer Leinwand**, so wie auch 4/4 und 5/4 breite, von der ordinairsten bis zur feinsten Gattung, sowohl gefärbt als gedruckt, ebenfalls auch verschiedene Sorten Bettdrillich, Federleinwand, Bettbezüge, Tischzeug, Servietten, Handtücher, Taschentücher 2c. in schlesischer, berliner und ordinairer Fabrication. Da ich diese Artikel auf den Messen und Leinwandmärkten aufs vortheilhafteste eingekauft, so bin ich auch im Stande, **recht billige Preise** stellen zu können. Das mir bereits seit langer Zeit von einem hochzuverehrenden Publiko geschenkte hohe Vertrauen werde ich auch fernerhin durch reelle Bedienung, **billige und feste Preise** stets zu erhalten bemüht sein, und bitte, meiner Firma gedenkend, um einen recht zahlreichen Besuch.

Mein Leinwandlager ist, wie bekannt, in dem Hause des Herrn S. Baum, Langgassen-Ecke, dem Rathhause gegenüber, unter der Firma:

Benj. Hempel aus Marienburg.

Hierzu zweite Schaluppe.